



Merseburgische Blätter.

Erster Jahrgang. 21. März.

Ueber Bettelei und über das einzig hülfreiche Mittel, ihr vorzubeugen.

Einige flüchtige Worte an meine Mitbürger.

Seit einiger Zeit hat in unserer Stadt und in den nahen Dörfern zum Theil in Folge des anhaltenden harten Winters die Straßenbettelei, vorzüglich der Kinder, sehr überhand genommen; da diesem Uebel kräftiger von Seiten des Publicums als der Behörden gesteuert werden kann, so halte ich es nicht für unpas- send, in diesem Blatte einige Worte hierüber zu sagen. Es ist aber der Nachtheil der Bettelei, den ich meinen Mitbürgern recht deutlich vor Augen halten möchte; zwar ist die Rede davon nichts Unbekanntes, Jedermann spricht darüber, vielleicht haben sich aber Wenige gesagt, worin er so eigentlich bestehe? Die Meisten halten das Unschickliche der Bettelei, das Durchziehen zerlumpter, elender, kranker, verhungertes Gestalten durch die Straßen, das Eindringen in die Häuser, ihr zu dringliches Bitten für das einzige Unge- bührliche bei diesem Hergange; daß er aber schädliche und gefährliche Folgen habe, dies fällt weniger in die Augen, wird weniger berück-

sichtigt, und daher seien mir einige Worte darüber zu sagen verstattet! Zuerst aber ist es die Faulheit, die durch's Betteln genährt und unterstützt wird; sie, der vielleicht die Hälfte der Armen ihre traurige Lage zu danken hat, gedeiht durch diese Unsitte aufs Trefflichste, denn was kann wohl nachdrücklicher der Lust zur Arbeit die letzten Wurzeln abschneiden, als jenes geschäftlose, träge Umherziehen, dem gleichwohl der Erwerb durch die Darreichung des Bettel- pfennigs nicht fehlt? So wie aber Müßig- gang aller Laster Anfang ist, so erzeugen sich diese noch kräftiger, wenn Bettelei die Mutter jenes ist. Wo kann ein Bettler ohne Lüge auskommen? muß er nicht, will er anders von der Weichherzigkeit der Menschen recht viel erhalten, seine Lage durch möglichste Uebertreibung recht unglücklich darstellen? muß er nicht Krankheiten, Sterbefälle und die härtesten Prüfungen des Schicksals zu diesem Zwecke sich und den Seinigen andichten? Ist wohl da- her etwas gewöhnlicher, als von Bettlern bezogen zu werden, und wem fällt dies wohl auf? — Daß ferner der Bettler und der Dieb nicht sogar weit von einander entfernt sind, lehrt die tägliche Erfahrung, und kann dies wohl anders sein, da sich dem Bettler bei

seinem Eintritte in die Häuser mancherlei Gegenstände darbieten, die er unbemerkt sich zu eignen kann, da er überdies durch seinen Stand und seinen Umgang sich alles moralischen Gefühls entäußert, und Arbeit hassen gelernt hat. Noch ist einer Folge der Bettelei zu erwähnen, die aber weniger der Gesellschaft als dem Individuum nachtheilig ist: ich meine den den Bettlern eigenen Hang zur Verschwendung. So sonderbar dies klingt, so ist es doch nicht weniger wahr! denn indem ihnen etwas zu erwerben nicht schwer wird, geben sie es auch nach einer bekannten Erfahrung eben so leicht und für die Zukunft unbesorgt wieder aus; daher kommt aber das den Bettlern so eigne Laster des Trunks, das ihnen aber die schwersten Krankheiten und ein baldiges Ende um so sicherer zuzieht, da ihre übrige Lebensart nicht geeignet ist, den schädlichen Einflüssen des Branntweins von Zeit zu Zeit Einhalt zu thun, oder sie gar zu vernichten. — Trefsen nun diese hier gemachten Vorwürfe das Betteln im Allgemeinen, wie vielmal nachtheiliger muß dasselbe auf das zarte bildsame Gemüth der Kinder einwirken, die zum Theil wirkliche Armuth, mehr aber noch Grausamkeit und Habsucht der Eltern, das Beispiel Andreer u. s. w. beim rauhesten Wetter auf die Straße hinausstößt, sie frühe zum Müßiggange, zur Lüge, zu Näschereien verführt, und so am kräftigsten den Körper und den Geist eines vielleicht in der Zukunft sehr nützlichen Staatsbürgers verdirbt, und im Gegentheil die Anlage eines Diebes und wohl gar eines Mörders in ihm entwickelt! Möchten doch Alle, die jetzt jene verhungerten, bleichen, zerlumpten Kinder vor ihren Häusern stehen sehen, und im Begriff sind, sie mit einer kleinen Gabe abzufinden, und so ihres Anblicks los zu werden, möchten sie doch auf eine kräftigere Errettung,

dieser hilflosen Wesen vom Pfade des Lasters Bedacht nehmen; möchte bei Allen, die helfen können und wollen, der Entschluß, die unglückliche Lage jener Kinder zu verbessern, durch die Erinnerung an jenes schauerhafte Ereigniß eines Raubmords gekräftigt werden, der ebenfalls im Hange zum Nichtsthun und in den daraus entspringenden Lastern seine Wurzel fand; möchte dadurch dieser schwarzen That die beste Sühne bereitet, und abermals der Beweis geführt werden, daß das edlere Gemüth auch aus Unthaten Lehre und Nutzen zu ziehen weiß, so wie in der Natur die Winterstürme die schönern Tage des werdenden Frühlings hervorrufen! — Worin anders aber kann ein Vorschlag zur Abhülfe des Bettelunwesens der Kinder bestehen, als in der Errichtung einer Erwerbschule für sie? d. h. einer Anstalt, durch die die Kinder der Armen dem gefährlichen Müßiggange entzogen, zur Arbeitsamkeit und zum Fleiße gebildet werden, und dadurch als brauchbare Mitglieder in die menschliche Gesellschaft eintreten sollen. Es ist hier nicht der Ort, diese Ideen — der Zeit, der Localität und den Verhältnissen unserer Stadt angepaßt — weiter auszuführen; der Gedanke ist hier nur hingeworfen, findet er Beifall, — und Beifall kann nie der Sache fehlen, wohl aber der Darstellung derselben, die dann von einer kräftigern Feder unternommen zu sein den Wunsch erweckt: — so ist seine Ausführung nicht unmöglich; die erste Frage: woher die Kosten? ist bald beantwortet; sammelt die Pfennige, die ihr bisher den bettelnden Kindern gabt, und die sich gewiß in den meisten Familien wöchentlich auf mehrere Groschen beliefen, bestimmt sie der neuen Anstalt, und sie wird fröhlich ins Leben treten. D. H.

Anmerk. Zur Aufnahme gemeinnütziger Vorschläge überhaupt, insbesondere nun auch solcher Mittheilungen, welche den hier zur Sprache gekom-

nen von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, und durch den Austausch abweichender Meinungen desto sicherer die Ausführung vorbereiten: hält sich der Herausgeber schon deshalb verpflichtet, weil sie mit der Tendenz dieser Blätter übereinstimmt.

Von der Aufbewahrung des Getreides.

Um dasselbe vor Würmern zu schützen, ist es nöthig, den Zutritt der Luft davon abzuhalten. Zu diesem Zwecke hat man es in Kisten mit Blei gefüttert verwahrt, und es darin nach mehreren Jahren noch unversehrt gefunden. Da diese Aufbewahrungsart aber zu kostspielig ist, so hat ein anderer Landwirth zu diesem Behufe Fässer von weichem Holze (die ungefähr 10 Egr. das Stück zu stehen kommen,) fertigen lassen; diese Fässer brauchen nicht wasserdicht zu sein und im Umfange so, daß sie etwas mehr als 2 Berliner Scheffel enthalten. Vor dem Gebrauche werden sie mittelst eines Buchbinder-Kleisters, in den etwas Vitriol und Alaune gemischt ist, mit Papier sorgfältig ausgeklebt; sind sie gut getrocknet, so werden sie mit ausgetrocknetem Korn oder Weizen so gefüllt, daß eine Hand hoch Raum darin bleibt, und dann zugeschlagen. Die gefüllten Fässer kommen auf einen luftigen Boden, werden alle Wochen ein Mal gestürzt, um das Trocknen des Getreides noch mehr zu bewirken, und nach einigen Monaten dreifach übereinander gelegt. Deconomen, die diesen Versuch gemacht haben, fanden, daß, als sie die Fässer nach drei Jahren öffnen ließen, das Getreide sich herrlich erhalten hatte, und das daraus gebackne Brod war vom besten Geschmacke. Wurde Korn, in dem der Wurm schon war, so behandelt, so zeigte sich nach einiger Zeit, wenn die Fässer wieder geöffnet wurden, daß sämtliche Würmer todt waren.

Der Raubmörder Pelissier.

Kurz nach der Hinrichtung des berühmten Cartouche, begab sich einer seiner Mitschuldigen, der nicht mit angeklagt worden war, nach Lyon, ließ sich daselbst nieder, und setzte seine Gaudieberei fort, aber mit so vieler Vorsicht, daß Niemand in der Stadt ahnte, er gehöre zu Cartouche's Diebesbande. Durch seine Liebenswürdigkeit und sein Vermögen gelang es ihm sogar, sich in großen Häusern Zutritt zu verschaffen, unter andern bei dem Stadt-Intendanten Poulletier. Derselbe fand so viel Gefälliges an ihm, daß er ihn zu einem Freunde des Hauses machte, ihn fast täglich empfing, und ihm sogar erlaubte, um die Hand seiner Tochter zu werben, und, nachdem ihn Pelissier seine Familien-Akten (freilich waren es nachgemachte) hatte sehen lassen, gab er seine Einwilligung zur Heirath. Es wurden alle Anstalten dazu gemacht, und schon sollte die Verehlichung in einigen Tagen Statt haben, als der Intendant vom Minister den schriftlichen Befehl erhielt, Pelissier gefangen nehmen und nach Paris führen zu lassen. Poulletier konnte aus diesem Befehle nicht klug werden, und antwortete dem Minister, es müsse ein Irrthum vorgegangen sein; Pelissier wäre ein ehrlicher Mensch, und er stünde für ihn gut, wie für sich selbst. Kurz darauf erfolgte eine drohende Antwort des Ministers. Es sei kühn, hieß es, daß sich der Intendant erlaube, Bemerkungen über einen königlichen Befehl zu machen. Es wurde ihm von Neuem befohlen, Pelissier gefangen nehmen zu lassen, und zum Beweise, daß Pelissier kein so ehrlicher Mann sei, mußte ihm der Umstand dienen, daß derselbe gebrandmarkt wäre. Beim Lesen dieses Be-

fehls konnte sich der Intendant von seinem Erstaunen nicht erholen. Da er aber nicht länger anstehen durfte, zu gehorchen, so machte er Anstalt dazu, und bat Pelissier, der sich am Abend in seiner Gesellschaft befand, ihn am andern Morgen zu besuchen. Der Intendant hatte mehrere Häfcher in den Zimmern versteckt. Sobald sich Pelissier mit ihm allein befand, gab er ihm den ersten Befehl des Ministers zu lesen. Als Pelissier ihn gelesen hatte, mit der Bemerkung: er werde doch solch einem verrätherischen Befehl wohl kein Genüge leisten, gab ihm der Intendant den zweiten zu lesen, und da Pelissier wieder über Ungerechtigkeit und Verrätherei klagte, sagte der Intendant: es läßt sich leicht entscheiden, ob Sie unschuldig sind oder nicht? Beweisen Sie mir, daß Sie nicht gebrandmarkt sind, und Alles ist beendigt. Pelissier widersetzte sich lachend diesem Vorschlage, und meinte, die Beschuldigung sei zu grob, als daß es der Mühe werth sei, sie zu berichtigen. Der Intendant wurde aber darüber argwöhnisch und sagte zuletzt, vielleicht aus Furcht, Pelissier möchte bewaffnet sein und ihn umbringen: Ich muß Ihnen gestehen, daß ihre Weigerung mir großen Verdacht einflößt. Sind Sie wirklich derjenige, der in diesem Befehl bezeichnet ist, so gestehen Sie es mir aufrichtig: ich verspreche Ihnen, daß ich sie werde abreisen lassen. Erst nach Verlauf einiger Stunden wird man Sie verfolgen; es wird Ihnen also leicht werden, sich den Nachsehern zu entziehen. Dies glaube ich für Jemand thun zu müssen, den ich schon als meinen Eidam betrachtet habe. Pelissier gestand, um sich zu retten, daß er der Schuldige sei. Darauf öffnete der Intendant die Thür, und sagte: in einigen

Stunden wird man Ihnen nachsehen. Allein Pelissier war noch nicht aus dem Hause, als die Häfcher schon über ihn herfielen, und ihn gefangen nahmen. Er wurde darauf nach Paris abgeführt, und zum Hängen verdammt.

Der Schein trügt.

W. erhielt eine Hauptmannsstelle in Englischen Diensten, und zeichnete sich, sobald er seinen Posten antrat, durch treue Erfüllung seiner Berufspflichten aufs rühmlichste aus. Sein Anzug wie sein Betragen war in und außer dem Dienste stets einfach und anspruchslos. Wie er eigentlich lebte, blieb selbst seinen Kameraden lange ein Geheimniß; denn er speiste nicht mit ihnen und nahm überhaupt an ihren kostspieligen Vergnügungen gar keinen Theil. Endlich entdeckte man jedoch, daß er schlechter und mit wenigern auskomme, als der ärmste Soldat; man mußte ihn aber bei dem allen nach wie vor hochschätzen, da sein ganzes Verhalten Achtung gebot, und es fiel Niemanden ein, ihn lächerlich oder gar verächtlich zu finden. Sein ausgezeichnetes Verdienst als Officier empfahl ihn nun der besondern Gewogenheit seiner Vorgesetzten; er ward mit der Zeit zu höheren Stellen befördert; aber seine Art zu leben erlitt dadurch nicht die mindeste Veränderung. Nachdem er unter König Wilhelm mit Auszeichnung gedient, machte er unter Anführung des Herzogs von Marlborough den Feldzug in Flandern mit, während dessen er zum General befördert wurde und ein Regiment erhielt. Ob nun gleich sein Einkommen jetzt sehr ansehnlich war, lebte er doch immer so ärmlich und sparsam wie vormals, und selbst die, welche ihn besonders liebten und schätzten, mußten wenigstens gestehen, daß seine Liebe zum Gelde, die sie wie

eine Krankheit ansahen, alle Gränzen überschreite; seine Feinde mußten dagegen anerkennen, daß er in allem, was er that, sich als ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit bewiese, und daß seine Geldliebe ihn nie zu einer Ungerechtigkeit verleitet habe.

In den letzten Jahren des Feldzugs bezog der General W. mit seinem Regimente die Winterquartiere in Gent, und mitten im Winter ließ er seine Officiere zu ihrer großen Bewunderung zum ersten Male Mittags zu sich einladen; mehrere höhere Officiere von der Garnison erhielten dieselbe Einladung, was sie nicht weniger in Erstaunen setzte. Am bestimmten Tage fanden sich alle in der Wohnung des Generals ein, der sie mit liebevoller Freundlichkeit empfing, die aus einem frohen Selbstbewußtsein hervorgehend den Gästen lieber sein mußte, als die feinste Höflichkeit. Nach einem glänzenden Mittagmahle erschienen Weine aller Art auf der Tafel, und da der General wußte, daß einige von seinen Gästen ihrem Glase gern zusprachen, so ließ er die Flaschen fleißig herumgehen. Die Gesellschaft gerieth immer mehr in Erstaunen, und endlich nahmen sich einige die Freiheit, das laut zu äußern, was alle empfanden.

„Ich finde,“ sagte der General, „Ihr Erstaunen sehr natürlich, und ich bin es mir selbst schuldig, bei dieser Gelegenheit Ihnen über ein Benehmen Aufschluß zu geben, das Sie alle bis jetzt höchst sonderbar finden mußten. So wissen Sie denn, daß ich vormals in London das Gewerbe eines Weinhändlers betrieb. Sehr früh hatte ich dies Gewerbe angefangen, das Anfangs den besten Fortgang hatte und sich immer mehr erweiterte. Am Ende aber sah ich mich durch mehrere Unglücksfälle genöthigt, alle Zahlungen einzustellen. Ich ließ meine Gläubiger zusam-

men kommen, und legte ihnen mein Hauptbuch vor; ob sie nun gleich alle ansehnlich verloren, so waren sie doch mit mir so zufrieden, daß sie mir auf der Stelle alle Schulden erließen, und einige sogar mich antrieben, meine Handlung von neuem anzufangen. Mir hatte aber mein Unglück so sehr den Muth benommen, daß ich mich nicht entschließen konnte, mein Glück in einem so mißlichen Geschäfte noch einmal zu versuchen. Zuletzt entschloß ich mich, Kriegsdienste zu nehmen, und ich erhielt durch Unterstützung eines Gläubigers, der mich wegen meines unverschuldeten Unglücks bedauerte, eine Hauptmannsstelle. Waren nun gleich meine Gläubiger befriedigt, so war ich es doch keinesweges. Der Gedanke, daß sie durch mich Schaden erlitten, lag mir schwer auf dem Herzen, und mir waren alle Freuden und aller Genuß vergällt, so lange meine Schulden unbezahlt blieben. Endlich bin ich so glücklich, meinen höchsten Wunsch erfüllt zu sehen. Das letzte Paketboot brachte mir von meinen Gläubigern die Bescheinigung, daß ich alles, was ich ihnen an Kapital und Zinsen schuldig war, richtig abgetragen habe. Bis jetzt besaß ich nichts, das ich mit vollem Recht hätte mein Eigenthum nennen können. Sie haben mich bisher als einen strengen Verwalter fremden Guts handeln sehn; nunmehr muß ich meine Freunde bitten, daß sie mir helfen ein Einkommen zu genießen, das meine Bedürfnisse weit übersteigt.“ —

Die Ehescheidung, eine hebräische Sage.

„Durch weise Weiber wird das Haus erbauet!“ Zehn Jahre war ein Israelit in Sidon mit seinem Weibe verheirathet; er hatte keine Kinder, und beschloß, sich von seinem Weibe zu scheiden. Er kam

aber zum Rabbi Simon, welcher nicht gern sah, wenn sich Männer von ihren Weibern scheiden ließen, und daher zu dem Manne und dessen Weibe sprach: „Meine Kinder, als ihr euch mit einander verheirathet habt, waret ihr da nicht voll Freude und Fröhlichkeit? Richtetet ihr nicht ein Gastmahl an, und ludet eure Freunde ein? Nun, jetzt, da ihr euch scheiden wollt, laßt es auch bei der Scheidung so sein! Geht heim, bestellt ein Mahl und eure Freunde seien eingeladen! Morgen aber kommt alsdann zu mir, so will ich euern Wünschen willfahren!“ Und sie gingen nach Hause, und thaten wie er gesagt, und richteten ein großes Gastmahl aus. Als sie aber fröhlich und guter Dinge waren, sprach der Mann voll süßen Weines zu seinem Weibe: „Haben wir doch so viele Jahre mit einander in Lust und Freude gelebt, und bewegt's mich bloß zur Scheidung, daß du mir keine Kinder geboren hast! So nimm dir denn aus meinem Hause mit, was dir am besten gefällt, auf daß du siehst, wie ich kein Böses gegen dich hege!“ — „Dem geschehe also!“ sprach das Weib. Der Becher aber ging noch fleißig herum und viele wurden trunken und schliefen ein. Unter ihnen war auch der Hausherr. Kaum sahe dies sein Weib, als sie befahl, ihn sein sanft nach ihres Vaters Hause zu tragen und in ein Bett zu legen. Sie aber setzte sich zur Seite desselben und wartete, bis er erwachte. Und da er munter war, wunderte er sich und fragte: „Wie geschieht mir? Wo bin ich? Was bedeutet dies?“ — Da trat sie hinter dem Vorhange, der sie verbarg, hervor, und hat ihn, nicht in Angst zu sein; er sei in ihres Vaters Hause. „In deines Vaters Hause?“ rief er. „Weib, was hab' ich mit deinem Vater zu thun?“ Sie aber sprach mit schmeicheln-

den Worten: „Mein theurer Herr und Ehegemahl, habe ein wenig Geduld und laß dich von mir daran erinnern, wie du befaßt: So nimm aus meinem Hause mit, was dir am besten gefällt! Nun gesiel mir unter allen Kostbarkeiten desselben doch nichts so sehr, als du, und ist kein Schatz auf der Erde, für den ich dich lassen möchte! Und that' ich also, wie du mir geheßen hast!“ Da wurde dem Manne das Herz aufgethan, und er umarmte sie weinend und nahm sie wieder an als sein Weib, und sie lebten fröhlich mit einander viele Jahre lang.

Ausflug in die Geschichte.

Der König von Spanien, Philipp III., saß einmal in seinem Cabinette und schrieb. Da es ein sehr kalter Tag war, so hatte man eine große Kohlpfanne in's Zimmer, und zwar so nahe zu ihm hingesezt, daß ihm die Glut in's Gesicht schlug. Der Schweiß tröpfelte ihm vom Gesicht herab, als hätte man ihn mit Wasser übergossen; aber es war wider das Herkommen, die Kohlpfanne mit eigener Königlicher Hand hinweg zu nehmen. Er blieb daher unbeweglich sitzen. Als der Marquis von Poda bemerkte, daß der König von der Glut litt, so gab er dem Herzog von Alba, Kammerjunker des Königs, Nachricht davon mit der Bitte: das Kohlfeuer wegschaffen zu lassen. Doch dieser sagte: es sei nicht sein Amt, man müsse sich deshalb an den Oberauffseher der Königl. Garderobe, den Herzog von Uzeda, wenden. Der Marquis war unterdeß in der größten Unruhe über des Königs Leiden, und gleichwohl unterstand er sich nicht, mit eigener Hand das Kohlfeuer wegzunehmen, um nicht einen Eingriff in das Amt eines Andern zu thun. Das Kohlfeuer blieb, wo es war, und man schickte eiligst zu dem Herzoge von Uzeda.

Der war zum Unglück auf ein Landhaus geritten, das er nicht weit von Madrid bauen ließ. Man meldete dies dem Marquis und dieser wandt sich wieder an den Herzog von Alba, und bat um Wegschaffung des Kohlfeners. Doch dieser war unbeweglich, mithin blieb nichts mehr übrig, als zum Herzog von Uzeda auf's Land zu schicken. Doch ehe dieser kam, war der König beinahe im Schweisse zerfloffen. In der folgenden Nacht verursachte ihm sein erhitztes Blut ein heftiges Fieber mit einem starken Rothlaufe. Diese Entzündung brachte ihm den Tod.

Anekdoten.

Zwei junge Zierbengel gingen auf der Straße, und trugen große Brillen auf ihren Nasen. Der Eine, stolz die Nase empor hebend, wurde eine breite Gasse zu seinen Füßen nicht gewahr, und trat daher mit dem einen Fuße so tief hinein, daß dadurch sein glänzender Stiefel ganz beschmutzt ward. In der ersten Aufwallung seines Ingrimmes darüber, stieß er den Fluch aus: „Vor der verdammten Brille kann man auch gar nichts sehen!“ —

G.

„Kaufe mir doch einige Käse und Eier,“ sprach ein Athener einst zu einem kleinen Knaben, welcher that, was ihm geboten ward. „Nun, mein Söhnchen,“ sprach wieder der Fremdling, „nun sage mir auch, welche von diesen Käsen sind denn aus der Milch weißer Kühe, und welche aus der Milch von schwarzen gemacht?“ „Ach,“ erwiederte der Kleine feck, „du bist älter als ich, zeige du mir erst die Eier, welche von schwarzen Hühnern, und welche von weißen gelegt wurden!“

Aphorismen.

Man schadet der Moralität im Ganzen mehr, als ihr genützt wird, indem man jede schöne und große Handlung definirt, und alles Thun der Menschen auf Eitelkeit und Selbstsucht zurückführt. Denn es giebt wirklich Menschen, die eitel und selbstsüchtig genug sind, das Gute zum Theil eben deswegen zu unterlassen, um nicht für eitel und eizennützig gehalten zu werden.

Nirgends haben die Menschen, sagt Leibniz, so viel Scharfsinn gezeigt, als in den Spielen, die sie erfunden haben. — Wenn dies wahr ist, so waren die Erfinder der Spiele die geistreichsten Menschen, so wie die besten Spieler gemeiniglich die geistlosesten sind.

Charade.

Mein Erstes hebt zum Göttersitz empor,
Das Letzte zieht in roher Neigung wieder
Zur Thierwelt von Olympos Höhen nieder.
Das Werk der Ersten pflegt der eitle Thor
Nur mit der zweiten Sylbe zu beschauen —
Ihr laßt der strengste Forscher nicht vertrauen;
Swar prüft auch er, geschärft, mit Aug' und Ohr —
Doch nur das Ganze regelt seine Deutung
Und sichert ihm die Klarheit der Entscheidung.

Auflösung des geschichtlichen Räthsels in
Nr. 11: Lucretius — Lucretia.

Chronik

des Regierungsbezirks Merseburg.

Am 4. März ist der Archidiaconus M. Sörniz in Torgau gestorben. (Der Tod dieses würdigen Geistlichen ward durch den in der Chronik des Regierungsbezirks, Nr. 10 dieser Blätter, erwähnten Vorfall herbeigeführt.)

B e k a n n t m a c h u n g e n .

(12) Quittung. Bis zum heutigen Tage sind an die Expedition der Merseburgischen Blätter für die beim Brand in Ocken-dorf verunglückte Familie Theile eingegangen:

Der Ertrag einer theatralischen Vorstellung im hiesigen Schießhause *), nach Abzug der unvermeidlichen Kosten . 13 Thlr. 9 Sg. 1 Pf.

Hierzu der Betrag im
letzten Stück 20 „ 2 „ 11 „

Summa 33 Thlr. 12 Sg. — Pf.

Merseburg, den 18. März 1827.

Franz Kobisch.

*) Es besteht nämlich in einer hiesigen geschlossenen Gesellschaft ein Theaterverein, von welchem, da seine Mitglieder zum Theil Feldbesitzer sind, nur während der Winter-Monate von Zeit zu Zeit Vorstellungen gegeben werden, wozu jedoch blos Eingeladene Zutritt haben. Einer rühmlichen Erwähnung verdient es hierbei, daß dieser Verein vorher schon eine Vorstellung zum Besten der hiesigen Armen gab, vom Ertrage 9000 Torfsteine ankaufte, und diese, nach einer sorgfältigen Ausmittelung, unter die Hülfbedürftigsten vertheilte. Besonders zu einer Zeit, wo den Fremden ein auffallendes Ereigniß in unserer Stadt zum Vorurtheil gegen sie verleiten könnte — ist es eine beruhigende und erfreuliche Wahrnehmung: daß ihre bemitteltern Einwohner bei ihren Belustigungen im Augenblicke der Freude ihrer Armen gedenken.

(21) Der Herr Stadt-Musicus Braun in Merseburg begnügt sich nicht damit, durch mannichfaltige Mühen, durch Aufopferung und Geduld meinen armen blinden Sohn zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen; — um — was mir zu schwer fallen würde — die Bedürfnisse des Armen ganz zu befriedigen, hat er auch zu seinem Vortheil ein Concert veranstaltet. Ich habe nichts, ihm alles das zu vergelten, als meinen tief empfundenen, meinen gerührtesten Dank, und die feierliche Versicherung, daß ich nicht aufhören werde, meinem Kinde diese Gesinnungen gegen seinen verdienstvollen Wohlthäter so tief einzuprägen, daß kein Ereigniß sie je vertilgen kann. Auch den wohlwollenden Gönnern meines armen Sohnes sage ich meinen schuldigen Dank, welche die Ausführung jenes Concerts so gütig unterstützten.

Neuschau bei Merseburg, den 18. März 1827.
Joh. Christ. Keitel.

(19) Torfverkauf. In Neukirchen bei Dertel wird das Hundert Torfsteine von jetzt ab für den Preis von 5 Gr. Courant oder 6 Sgr. 3 Pf. Münze verkauft.

(20) Anstellungs- und Verkaufs-Anzeige. Auf dem Rittergute Neuschau bei Lauchstädt wird von jetzt an ein Gärtner, der mit guten Zeugnissen versehen ist, in Dienst gesucht. Auch sind daselbst gute Saamen-Wicken zu bekommen.

M a r k t p r e i s e d e r l e t z t e n W o c h e .

	Nach Preussischem Maaße							Nach Preussischem Maaße.							
	Thlr. Sgr. Pf.			bis	Thlr. Sgr. Pf.			Thlr. Sgr. Pf.			bis	Thlr. Sgr. Pf.			
Weizen	1	12	6			1	15	—	Gerste	—		26	3		—
Roggen	1	8	9		1	13	9	Hafar	—	17	6		—	27	6

Redigirt und verlegt von Franz Kobisch.